

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts

Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen¹.

3.1 Historischer Kontext

Nach der Überfahrt aus England und einem kurzen Aufenthalt in den Generalstaaten traf Maria von Medici im Oktober 1641 in der Reichsstadt Köln ein, wo sie die letzten neun Monate ihres Lebens verbrachte. Die Beweggründe der verstoßenen Königinmutter, sich gerade dort niederzulassen, bleiben unklar. Ihr Biograf Jean-François Dubost vermutet, dass sie sich mit dieser Entscheidung erhoffte, als Friedensvermittlerin in Köln neuen politischen Einfluss zu gewinnen². Dort residierten nämlich seit dem Beginn der Verhandlungen zur Beendigung der später als Dreißigjähriger Krieg bekannten Auseinandersetzung die päpstlichen Legaten und zahlreiche katholische Diplomaten. Mit der Festlegung der Städte Münster und Osnabrück als Schauplätze der Friedensdiskussionen Anfang 1642 verlor Köln allerdings an diplomatischer Bedeutung in dieser Angelegenheit. Darüber hinaus war Köln aufgrund seiner Nähe zu Frankreich für die verstoßene Mediceerin sehr attraktiv. So soll Maria bis zuletzt auf eine baldige Rückkehr nach Paris gehofft und hierbei auf die sich anbahnende Verschwörung gegen ihren politischen Gegner, Kardinalminister Richelieu, gesetzt haben, die sich um einen Günstling Ludwigs XIII., den Marquis von Cinq-Mars, entsponnen hatte. Die Nachricht vom Scheitern des Komplotts und der Hinrichtung von Cinq-Mars im Juni 1642 läutete das Ende der politischen Ambitionen

1 Leopold VON RANKE, *Französische Geschichte*, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 1–2, Stuttgart, Tübingen 1852–1854, hier Bd. 1, S. III.

2 Hierzu stützt sich Dubost auf die Ausführungen Reumonts in REUMONT, *La morte di Maria de' Medici*, S. 223f. Für das Exil der Königinmutter in Köln vgl. DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 851–856; HÜBNER, REGTMEIER, *Maria de' Medici, eine Fremde*, S. 175–236.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

der ohnehin bereits geschwächten Exilierten ein. Maria verstarb wenige Wochen später, am 3. Juli 1642.

Marias Exil in Köln wurde von den deutschen³ Historikern des 19. Jahrhunderts nur am Rande behandelt. Interesse für diese historische Akteurin bekundeten sie meist nur im Rahmen ihrer Studien zum europäischen Konflikt des Dreißigjährigen Kriegs. Die deutsche Geschichtswissenschaft nahm im Europa des 19. Jahrhunderts eine Vorreiterrolle ein, was die Ausformung des Fachs und seine Abgrenzung zu anderen Disziplinen anging. Christian Simon sprach in dieser Hinsicht sogar von einem »deutsche[n] Vorsprung [...] etwa eine[r] Generation«⁴, der mit den preußischen Hochschulreformen des frühen 19. Jahrhunderts eingeleitet worden sei und von den anderen Ländern erst gegen 1914 habe eingeholt werden können⁵. Dieses »deutsche Modell«⁶ umfasste die Professionalisierung des Fachs und damit die Ausarbeitung eines neuen methodischen Profils. Die neue Historikergeneration postulierte außerdem Sachlichkeit, was ebenfalls durch eine ausführliche wissenschaftspropädeutische Ausbildung garantiert werden sollte. Diese Historiker bildeten damit die intellektuelle Speerspitze des Staates, von der erwartet wurde, dass sie sich in aktuelle gesellschaftliche und politische Debatten einklinkte⁷. Nicht zuletzt wurde die neu definierte Geschichtswissenschaft in den Dienst des Staates gestellt und institutionalisiert, um dem Volk die eigene Nation, deren Geschichte und Werte zu vermitteln und dadurch Einheit zu stiften⁸.

Die deutsche Historiografie sollte also den politischen Nationalisierungsprozess begleiten, der im 19. Jahrhundert eingesetzt hatte. In der Tat hatten die napoleonischen Feldzüge 1806 zur Auflösung des Alten Reichs geführt. Das Königreich Preußen reagierte auf diesen Umbruch mit einer umfassenden Staats- und Verwaltungsreformwelle, die unter Anleitung von Wilhelm von Humboldt (1767–1835) auch das Bildungswesen erfasste. Nach den Befreiungskriegen sahen sich die 1815 im Deutschen Bund zusammengeführten Staaten zahlreichen Herausforderungen gegenüber. Zum einen äußerte sich in der Märzrevolution von 1848 der Widerstand gegen den im Wiener Kongress von 1814/15 etablierten Konservatismus. Zum anderen bestimmte der Wunsch nach nationaler Einheit, sei es im Rahmen einer groß- oder kleindeutschen Lösung,

3 Unter der in diesem Kapitel angeführten Bezeichnung »deutsche Historiker« werden germanophone Historiker aus den Gebieten des späteren »kleindeutschen« Kaiserreichs verstanden.

4 SIMON, *Historiographie*, S. 127.

5 *Ibid.*, S. 127f.

6 *Ibid.*, S. 127.

7 Siehe *ibid.*, S. 100 u. BERGER, CONRAD, *The Past as History*, S. 84.

8 Vgl. SIMON, *Historiographie*, S. 129.

zunehmend die Debatten der intellektuellen und politischen Eliten. Der Sieg der Allianz aus Norddeutschem Bund, Baden, Bayern und Württemberg gegen Frankreich 1871 führte schließlich im Januar desselben Jahres zur Ausrufung des Deutschen Kaiserreichs unter Ausschluss Österreichs und Leitung Preußens, das dann um die charismatische Persönlichkeit des Reichskanzlers Otto von Bismarck (1815–1898) einen zusehends konservativen Kurs einschlug. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs leitete schließlich den Untergang des noch jungen Deutschen Kaiserreichs ein.

Im Vergleich zur französischen Geschichtsschreibung weist die deutsche Historiografie des 19. Jahrhunderts einige grundlegende Unterschiede auf. Die in Deutschland sehr früh vollzogene Institutionalisierung des Fachs bewirkte, dass sich die Historiker häufig mehr mit dem Staat als mit dessen Akteuren befassten, wie es in Frankreich wiederum vornehmlich die liberalen und republikanischen Historiker vorangetrieben hatten. Dies wirkte sich zwangsläufig auch auf die anvisierte und angesprochene Leserschaft aus. Die englischen und französischen Historiker verfügten demnach tendenziell über ein weiter gefasstes Publikum, als die stark akademisch ausgerichteten deutschen Autoren⁹. Es ist daher kaum verwunderlich, dass alle hier im Hinblick auf die deutschsprachige Rezeption Marias von Medici untersuchten Autoren Akademiker waren und sogar alle eine Professorenlaufbahn eingeschlagen hatten beziehungsweise Staatsbeamte waren. Hinzu kommt, dass die deutsche Historikerlandschaft im 19. Jahrhundert von einem tiefen konfessionellen Graben gespalten sowie von Spannungen zwischen konservativen und gemäßigt-liberalen Kräften geprägt war¹⁰. Beide Konflikte entzündeten sich insbesondere an der Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Anders als in Frankreich, wo sich in diesem Streitpunkt die liberale und dann schließlich linksrepublikanische, antiklerikale Deutung der Vergangenheit durchsetzte, dominierte in der deutschen Geschichtsschreibung der monarchische, rechtskonservative, vornehmlich von Preußen geprägte historische Diskurs. Dies wird auch bei der Untersuchung der deutschen Geschichtsbilds Marias von Medici im 19. Jahrhundert zu beachten sein.

Darüber hinaus muss bei der Untersuchung der Rezeption eines Themas der französischen Geschichte aus deutscher Sicht der ambivalente politische Kontext zwischen den beiden Ländern berücksichtigt werden. Die deutsch-französischen Beziehungen waren im 19. Jahrhundert geprägt von einem Spannungsfeld, das von gegenseitiger Faszination für die jeweilige Kultur und Geschichte bis hin zum offen ausgetragenen militärischen Konflikt reichte. Dies hatte zwangsläufig Auswirkungen auf die Kontakte zwischen deutschen und

⁹ Vgl. BERGER, DONOVAN, PASSMORE, *Apologias for the Nation-State*, S. 7.

¹⁰ Vgl. SIMON, *Historiographie*, S. 108–111.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

französischen Historikern, die sich je nach politischer Lage zwischen Anpassung und Distanzierung bewegten¹¹. Heinz-Otto Sieburg zufolge, der das deutsche Frankreichbild im 19. Jahrhundert eingehend untersucht hat, galt Frankreich lange Zeit als Erzfeind, bis mit dem Sieg von 1871 nicht nur die Angst vor dem linksrheinischen Nachbarstaat, sondern auch das historiografische Interesse für dessen Geschichte nachließ¹². Zudem war das Frankreich-Bild der deutschen Historiker von einem starken politischen und teilweise auch – unter Protestanten – konfessionellen Gegensatzbewusstsein durchzogen. Die preußischen Historiker zeichneten sich oft durch eine konservative und protestantische Haltung aus, was mit den liberalen, linksrepublikanischen oder katholischen Positionen ihrer französischen Kollegen kontrastierte¹³. Trotz dieser Unterschiede betonte Sieburg allerdings auch, dass die Deutschen die Franzosen häufig für ihre historisch gewachsene Einheit bewunderten. Figuren wie Heinrich IV. und Richelieu ernteten in diesem Zusammenhang große Anerkennung¹⁴. Was bedeutete dies aber für die deutsche Rezeption Marias von Medici, Ehefrau Heinrichs IV. und zunächst Gönnerin, dann politische Opponentin Richelieus?

3.2 Gibt es eine spezifisch deutsche Rezeption Marias von Medici?

3.2.1 Zwischen Abgrenzung und Übernahme französischer Narrative

Deutschsprachige Quellen, die im 19. Jahrhundert von Maria von Medici handeln, sind spärlich und zudem sehr disparat. Die folgenden Beispiele sind daher lediglich als Streiflichter zu bewerten, aus denen aufgrund von zu wenig vorhandenem Vergleichsmaterial keine allgemeinen Tendenzen abgeleitet werden können. Sie führen jedoch eindrucklich vor Augen, dass sich die Spannweite der deutschen Wahrnehmung dieser französischen Königin zwischen den zwei Extremen der Übernahme und der Abgrenzung von Motiven der französischen Meistererzählungen erstreckt.

11 FRANÇOIS, SIEGRIST, VOGEL, *Die Nation*, S. 21.

12 Heinz-Otto SIEBURG, *Aspekte deutscher Historiografie über Frankreich zwischen 1871 und 1914. Strömungen, Modellfälle und Tendenzen*, in: Heiner TIMMERMANN (Hg.), *Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Deutschland – Frankreich – Polen im 19. und 20. Jahrhundert*, Saarbrücken 1987, S. 231f.

13 *Ibid.*, S. 236–238. Siehe auch SIMON, *Historiographie*, S. 115.

14 SIEBURG, *Aspekte deutscher Historiographie über Frankreich*, S. 238.

Moriz Ritter und das heilsgeichtliche Narrativ

Die Übernahme nationalhistorischer Motive der Metanarrative des Nachbarstaats im Hinblick auf Maria von Medici wird am besten bei dem katholischen Historiker Moriz Ritter (1840–1923) deutlich.¹⁵ Der Bonner Professor gehörte der streng quellenkritischen Schule an. Sein Hauptwerk ist die dreibändige »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Kriegs« (1889–1908), die als erste politisch und konfessionell neutrale deutschsprachige Darstellung dieses Konflikts gilt.

Hinsichtlich der Regentschaft Marias griff Ritter das bereits hier ausgeführte sakrale Narrativ des Sündenfalls auf¹⁶. Er bewertete das Wiedererrichtungswerk Heinrichs IV. nach den verheerenden Bürger- und Religionskriegen des ausgehenden 16. Jahrhunderts positiv als Erneuerung Frankreichs¹⁷. Ähnlich wie die französische Historiografie, die den ersten Bourbonenkönig in diesem Zusammenhang als wundersam begabten Fürsten regelrecht vergöttlichte, bezeichnete auch der deutsche Professor Heinrich IV. als »Schöpfer [...] neuen Lebens«¹⁸. Ritter relativierte dieses Bild allerdings, indem er ebenso auf die Verdienste der Minister Sully und Villeroy verwies¹⁹. Die in der französischen Historiografie so gefeierte Außenpolitik Heinrichs IV. bewertete er zudem kritisch als Ausdruck »lärmender Prahlerei«²⁰. So lehnte sich Ritter zwar inhaltlich an die Charakterisierung der Herrschaft des Bourbonenkönigs bei seinen französischen Kollegen an, doch distanzierte er sich auch teilweise mittels eines frankreichkritischen Untertons davon.

Moriz Ritters Urteil über die Regentschaft fiel überdies genauso aus wie in der dominanten Interpretation der französischen und darüber hinaus europäischen Geschichtsschreibung. So zeichnete er das Bild einer schwachen und inkompetenten Herrscherin²¹. Ritter beschrieb Maria von Medici als »eine Frau

15 Vgl. für detaillierte biografische Angaben Thomas BRECHENMACHER, Art. »Moriz Ritter«, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 21, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2003, S. 668.

16 Siehe hierzu Teil I, Kap. 3.5.

17 Vgl. Moriz RITTER, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648), 3 Bde., Stuttgart, Berlin 1889–1908, hier Bd. 2, S. 205 oder auch 298f.

18 Ibid., S. 299. Siehe hierzu den ähnlichen Diskurs bei MARTIN, Histoire de France, Bd. 11, S. 24: an dieser Stelle ist von den »patriotiques créations« Heinrichs IV. die Rede.

19 Vgl. RITTER, Deutsche Geschichte, Bd. 2, S. 299.

20 Ibid., S. 306.

21 Ibid., S. 337: »Von vornherein war es klar, daß Festigkeit und Kraft diese neue Regierung nicht bezeichnen werde«.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

voll von Hochmut und Eigensinn, aber auch furchtsam und beschränkt²². Seine religiöse, den französischen Meistererzählungen entlehnte Metapher Heinrichs IV. als nationalen Schöpfers führte Ritter weiter aus, indem er der Regentin eine »Verleugnung des Werkes des dahingegangenen Königs« unterstellte²³, was sprachlich an die Verleugnung des Petrus vor der Kreuzigung Jesu erinnert. Die Entscheidung zur politischen Abkehr von dem als gutes Werk dargestellten Handeln ihres Mannes kam somit einem Sündenfall gleich – eine Loslösung, die Ritter wie alle anderen Historiker ebenfalls im angestrebten Bündnis mit Spanien verortete²⁴.

In der dreigliederten religiösen Metapher der Schöpfung, des Sündenfalls und der Erlösung nahm Richelieu bei Ritter – ähnlich wie bei zahlreichen französischen Vorläufern – die Rolle des Retters ein. Die Aufnahme des Geistlichen in den Königlichen Rat am 29. April 1624 betrachtete er daher als Wende nicht nur der französischen, sondern der europäischen Geschichte²⁵. Den Minister stilisierte er als willensstarken Visionär, der dem Chaos, das Maria angerichtet hatte, Struktur verliehen und eine Zielrichtung gegeben habe²⁶. Ritter schilderte ihn als Erlöser, dessen Aufgabe es gewesen sei, »das Ansehen Frankreichs aus einem Zustand der Erniedrigung wieder zu erheben«²⁷. Darüber hinaus schrieb er Richelieu die Rolle des Vollenders des Werks Heinrichs IV. zu, weil er Frankreich eine Schiedsrichterrolle in Europa habe zuweisen wollen²⁸.

Die Hinterfragung französischer Rezeptionsmechanismen

Der Historiker Martin Philippson (1846–1916)²⁹ ist hingegen wohl derjenige, der in der deutschen Geschichtsschreibung am deutlichsten das in Frankreich entworfene Bild der Herrscherin Maria von Medici nicht nur hinterfragte, sondern dessen Motive und Mechanismen zu ergründen suchte. Dies tat er auf der Grundlage des in der deutschen Geschichtswissenschaft postulierten Objektiv-

22 Ibid.

23 Ibid.

24 Vgl. *ibid.*, S. 337f.

25 DERS., *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648)*, Bd. 3, S. 268.

26 *Ibid.*, S. 268, s. auch S. 517: »den gewaltigen Geist des Kardinals«.

27 *Ibid.*, S. 270.

28 *Ibid.*, S. 268.

29 Vgl. für detaillierte biografische Angaben Astrid MEHMEL, Art. »Martin Emanuel Philippson«, in: *Neue Deutsche Biographie*, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 20, Berlin 2001, S. 398f.

tätsanspruchs, der nicht ganz ohne eine gewisse Überheblichkeit auf die Historiografie der Nachbarländer herabblickte.

Der einer traditionsreichen jüdischen Gelehrtenfamilie³⁰ entstammende Martin Philippson studierte von 1863 bis 1866 in Bonn und Berlin Geschichte bei namhaften Professoren wie Leopold von Ranke, Gustav Droysen und Heinrich von Sybel, um dann ein Jahr lang in Paris Archivforschungen zum 17. Jahrhundert zu betreiben und als Korrespondent deutscher Zeitungen tätig zu sein. Nach seiner Habilitation 1871 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte allerdings 1879 einem Ruf nach Brüssel, weil er in Deutschland aufgrund seiner jüdischen Glaubenszugehörigkeit an keinen Lehrstuhl für deutsche Geschichte berufen wurde. Neben seinen Studien zur jüdischen und deutschen Geschichte machte sich Philippson einen Namen als Kenner der französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts. Zu nennen sind sein dreibändiges Werk »Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichts in Europa 1598–1610« (1870–1876)³¹ und »Das Zeitalter Ludwigs XIV.« (1879).

Philippson befasste sich mit Maria von Medici im 1873 erschienenen zweiten Band von »Heinrich IV. und Philipp III.« Der Titel, der den Fokus auf die ihr zeitgenössischen spanischen und französischen Herrscher legt, macht bereits deutlich, dass Maria allemal eine Nebenfigur der Ausführungen sein kann. Doch wies ihr Philippson nicht grundsätzlich eine Randbedeutung zu und betonte, dass sie einen »entscheidenden Einfluß auf die Geschehnisse Frankreich's« hatte³². Er widmete ihr daher ein paar Seiten und kam dabei zu sehr treffenden Schlüssen hinsichtlich ihres rezeptionsgeschichtlichen Schicksals³³. Seinen Ausführungen stellte er nämlich die Feststellung voran, dass »[d]iese Königin [...] von den französischen Geschichtsschreibern meist übel genug behandelt« wurde³⁴. Das Extrem ihrer negativen Darstellung verortete er treffend bei dem republikanischen Nationalhistoriker Jules Michelet, dessen Port-

³⁰ Vgl. zu dieser Gelehrtenfamilie Andreas BRÄMER, Ilse FISCHER, Astrid MEHMEL, Art. »Philippson«, *ibid.*, S. 395–401.

³¹ Philippsons »Heinrich IV. und Philipp III.« fand auch in Frankreich Beachtung, was von einer Verdichtung der europäischen Vernetzung des historischen Diskurses im ausgehenden 19. Jahrhundert zeugt. Siehe hierzu die Erwähnung in der »Revue des questions historiques«, wo sein methodischer Ansatz mit dem von Zeller für dessen Studien zur Regentschaft Marias verglichen wurde, in L.P., *Henri IV et Marie de Médicis par Berthold Zeller*, S. 632. Zudem führte Mariéjol Philippson als weiterführende Literatur für seine eigenen Ausführungen zur Herrschaft Heinrichs IV. an, siehe MARIÉJOL, *Histoire de France*, Bd. 6/2, S. 47, 102.

³² PHILIPPSON, *Heinrich IV. und Philipp III.*, S. 278.

³³ Vgl. *ibid.*, S. 278–284.

³⁴ *Ibid.*, S. 278.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

rätierung Marias als »schwere Fleischmasse«, die »trägen und niedrigen Geistes« gewesen sei, er als Karikatur wertete³⁵. So zog der deutsche Historiker folgenden Schluss:

Wenn nun auch die übrigen französischen Geschichtsschreiber etwas maßvoller und nüchterner in ihrer Schilderung Mariens sind, so kommt sie doch auch immer schlimm genug bei ihnen fort. Es ist das auch natürlich. Mußte doch die zurückgesetzte, tausendmal gekränkte Gemahlin in recht ungünstigem Lichte erscheinen, damit Heinrich's IV., des nationalen Liebling's, Fehltritte leicht Verzeihung fänden; mußte doch diese »Italienerin mit deutschem Blute und spanischen Sitten« [Zitat aus Michelet] die dunkle Folie abgeben, auf der sich die glänzenden Gestalten des Bearners und Richelieu's um so strahlender abhüben³⁶.

Mit dieser Aussage formulierte er in einer Deutlichkeit wie kein anderer vor ihm ein über Jahrhunderte bewährtes, grundlegendes Prinzip der französischen Rezeption Marias von Medici. Mit seiner Schlussfolgerung, wonach das von ihr entworfene negative Bild angeblich typische Vorzüge von Franzosen umso deutlicher hervorheben sollte, benannte er bereits 1873 einen Mechanismus, der in der vorliegenden Studie als zentrale Konstante der Darstellung dieser Herrscherin im nationalhistorischen Metanarrativ Frankreichs herausgearbeitet werden konnte.

Der Topos der verlorenen Unschuld

Ausgehend von dieser grundlegenden rezeptionsgeschichtlichen Feststellung machte sich Philippson daran, seinen Lesern ein neues Bild Marias vorzulegen, das frei von den ideologischen Vorzeichen ihrer Rezeption in Frankreich sein sollte. Hierzu stützte er sich allerdings auf ein eher klassisches Quellenkorpus, bestehend aus zeitgenössischen Gesandtenbriefen und Memoiren (u. a. die von Bassompierre und Richelieu), und auf die in Frankreich erst im ausgehenden 19. Jahrhundert stärker hinzugezogenen Ausführungen zur toskanischen Geschichte von Jacopo Galluzzi aus dem Jahr 1781.

Der deutsche Historiker distanzierte sich zunächst von der in Frankreich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Meinung über das vermeintlich unansehnliche Äußere Marias. Anhand der ihm in Paris und Dresden bekannten Porträts bekräftigte er, dass »der erste Eindruck, den sie hervor-

³⁵ Ibid. Siehe hierzu die Parallelstelle in MICHELET, *Histoire de France*, Bd. 11, S. 76: »Elle [Leonora] avait beaucoup d'esprit, [...] remuait à droite ou à gauche cette pesante masse de chair«.

³⁶ PHILIPPSON, *Heinrich IV. und Philipp III.*, S. 278f.

brachte, [...] ein gewinnender, günstiger [war]«³⁷. Ähnlich wie die Engländerin Martha W. Freer berief er sich auf Galluzzi, um darüber hinaus die florentinische Kindheit der Königin genauer zu beleuchten. Regelrecht psychologisierend begründete er die angeblich zurückhaltende, ja sogar schüchterne Wesensart Marias mit ihrer unglücklichen Kindheit³⁸. Damit zeichnete der deutsche Historiker ein von vornherein eher positives Bild der Mediceerin.

Besonders dezidiert nahm Philippson Abstand von dem in der französischen Historiografie geläufigen Narrativ bezüglich der Ehe des ersten Bourbonenpaares, wonach Heinrich IV. unter der Eifersucht und den Wutausbrüchen seiner Gattin leiden müssen. Wie die englischen Autoren Pardoe, Freer und Wraxall, von denen aber nicht nachweisbar ist, dass Philippson sie gelesen hat, vertrat der deutsch-jüdische Historiker eine sehr nachsichtige Position gegenüber Maria als betrogener Ehefrau. In seiner Version der Hochzeitsnacht wird die Abgrenzung zur französischen Historiografie besonders deutlich. Die Anekdote des Königs, der unvermittelt ins Zimmer seiner Braut tritt, sie ungestüm küsst und dann um eine Hälfte ihres Bettes bittet, wurde, wie bereits erläutert, im 19. Jahrhundert in der französischen Historiografie gern angeführt, um die verwegene, »französische« Lebensart Heinrichs IV. gegen die vermeintliche bigotte Prüderie Marias auszuspielen³⁹. Philippson rückte diese Anekdote hingegen in ein für den Bourbonenkönig alles andere als vorteilhaftes Licht, in dem er die Hochzeitsnacht mit einer Vergewaltigung gleichsetzt:

[N]un stelle man sich diese junge blühende Prinzessin vor, die vom Leben noch alle seine Freuden zu fordern hatte, verheiratet an einen bejahrten grauhaarigen Gemahl, der sie zuerst zwei Monate hindurch in Frankreich allein ließ, um dann mit dem Staub und Schweiß der Reise bedeckt bei ihr einzutreten und sofort mit der Brutalität, an die er bei seinen Mätressen sich gewöhnt hatte, die Gattenrechte bei ihr geltend zu machen⁴⁰.

Für die Schilderung der Ehe Heinrichs IV. und Marias berief sich Philippson vornehmlich auf die Memoiren und Briefe Richelieus. Gestützt auf die Berichte des Kardinals wehrte er den in der Historiografie geläufigen Vorwurf ab, Maria sei eine unverständige Ehefrau gewesen, und wies Heinrich IV. eindeutig die Schuld an den Missständen in der Beziehung zu⁴¹.

³⁷ Ibid., S. 279.

³⁸ Vgl. *ibid.*, S. 279f.

³⁹ Siehe auch Teil I, Kap. 2.4.1.

⁴⁰ PHILIPPSON, Heinrich IV. und Philipp III., S. 281.

⁴¹ Vgl. *ibid.*, Bd. 2, S. 281–283. In Anm. 2 (S. 282) beteuerte Philippson, dass die Heftigkeit dieser Streitereien in der Historiografie seiner Meinung nach häufig übertrieben worden sei. Ritter wies ebenfalls der Zügellosigkeit Heinrichs IV. die Schuld für die

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

Die Schilderung Marias als gewinnende und unschuldige Persönlichkeit setzte Philippson des Weiteren bewusst zur Kontrastierung mit dem angeblichen Sittenverfall des französischen Hofes ein. Damit erhielt seine Darstellung einen latent antifranzösischen Grundton, bei dem die Franzosen des 17. Jahrhunderts mit negativen Vorurteilen behaftet wurden. So kehrte er etwa den von Michelet zugunsten der Franzosen aufgebauten Gegensatz zwischen der geistreichen französischen Mätresse des Königs, Henriette d'Entragues, und der als biedere Deutsche herabgewürdigten Maria um und erwiderte: »Mariens Charakter ist jedenfalls bei weitem fester, zuverlässiger und reiner, als der jener intriganten, gewissenlosen und untreuen Frau, die ein Jahrzehnt hindurch den König in schmachvollen Fesseln hielt«⁴². Auch dieses Beispiel zeugt erneut von Philippsons Willen, ein Bild Marias von Medici zu zeichnen, das in bewusstem Widerspruch zu dem steht, das in den französischen Meistererzählungen verbreitet wurde. Hierzu widersprach er nicht zuletzt regelmäßig Michelet, der als führender republikanischer Nationalhistoriker das Geschichtsbild der Franzosen tiefgreifend und nachhaltig geprägt hatte. Seine Behauptung, dass die junge Königin vom »Getümmel und Intrigenspiel«⁴³ und dem »rauschenden, frivolen [...] französischen Hof«⁴⁴ schockiert gewesen sein soll, kehrt ebenso das in der französischen Historiografie vom Antiitalianismus des 17. Jahrhunderts geprägte Bild Marias von Medici und ihres florentinischen Gefolges um und weist nun den Franzosen die Eigenschaften zu, welche diese den Italienern zugeschrieben hatten.

Dass Philippson solche negativen Stereotype über die Franzosen jedoch durchaus nicht nur historisch verstand, belegt sein Fazit des zweiten Bands von »Heinrich IV. und Philipp III.«. Dort fügte er ein längeres Zitat eines venetianischen Diplomaten aus dem 17. Jahrhundert ein. Letzterer beschrieb die Franzosen als prahlerisch, maßlos, selbstgefällig und fremdenfeindlich⁴⁵. Philippson fügte dem den bedeutungsschweren Kommentar hinzu, »der Leser möge selbst beurtheilen, in wie fern sie [die Schilderung] heute noch gilt«⁴⁶. Bedenkt man, dass Philippsons Werk kurz nach dem Deutsch-Französischen Krieg von

Ehrestreitigkeiten zu, denn »[j]ene Leidenschaft für Frauen, die seine Jugend verwüstet hatte, brannte in dem jetzt 55-jährigen Manne mit widerwärtiger Glut ungezügelt weiter«. Der Bourbonenkönig galt Ritter zudem als »wollüstige[r] Fürst«, beide Zitate in RITTER, *Deutsche Geschichte*, Bd. 2, S. 305.

⁴² PHILIPPSON, *Heinrich IV. und Philipp III.*, S. 283.

⁴³ *Ibid.*, S. 280.

⁴⁴ *Ibid.*, S. 281.

⁴⁵ *Ibid.*, S. 436: »Sie rühmen ihre Nation und verachten die andern, was von der großen Meinung herkommt, die sie von sich selbst haben«.

⁴⁶ *Ibid.*, S. 435. Für den vollständigen Zusammenhang siehe S. 435f.

3.2 Gibt es eine spezifisch deutsche Rezeption?

1870/71 veröffentlicht wurde, dann zeugt sie von der angespannten Beziehung zwischen den beiden Nachbarstaaten. Philippson warf den Franzosen unter anderem ihren ausgeprägten Nationalstolz vor, dem seiner Meinung nach auch Maria rezeptionsgeschichtlich zum Opfer gefallen war, weshalb es sie selbst – in bewusster Opposition zur französischen Historiografie – in ein positives Licht rückte.

3.2.2 Kölner Exil der ehemaligen französischen Herrscherin

Anders als bei den belgischen Kollegen, die sich sehr ausführlich mit Marias Exil in den vormaligen Spanischen Niederlanden befassten, fand der Aufenthalt der französischen Königinmutter in der Reichsstadt Köln bei den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts nur wenig Beachtung und wurde maßgeblich von aus dem Rheinland stammenden Historikern behandelt, die dies als Beitrag zur Regionalgeschichte verstanden.

Historiografische Abhandlungen zum deutschen Exil Marias

Es gibt nur zwei Studien deutscher Historiker zum Kölner Exil der französischen Königin aus dem 19. Jahrhundert. Die eine stammt aus der Feder des in Aachen geborenen Alfred von Reumont (1808–1887)⁴⁷. Er war ein hervorragender Kenner Italiens und insbesondere von Florenz, wo er ab 1830 für mehrere Jahre als preußischer Diplomat tätig gewesen war, bis die Wirren der italienischen Unabhängigkeitsbewegung ihn in den späten 1850er Jahren zwangen, die toskanische Stadt zu verlassen. Seinen langjährigen Aufenthalt in der Medici-Stadt hatte Reumont genutzt, um die lokalen Archive einzusehen. Viele seiner Publikationen zeugen von einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Geschichte der prestigeträchtigsten Familie von Florenz, so etwa die europaweit rezipierte zweibändige Biografie über Lorenzo den Prächtigen (1874) und seine »Jugend Katharinas de Medici« (1854)⁴⁸. Im Jahr 1833 hatte er dort außerdem Leopold von Ranke kennengelernt. Dies beeinflusste sein weiteres Schaf-

⁴⁷ Vgl. für weitere biografische Angaben Herbert LEPPER, Art. »Alfred von Reumont«, in: *Neue Deutsche Biographie*, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 454f.

⁴⁸ Beide Werke wurden europaweit rezipiert. Die Biografie des großen mediceischen Renaissance-Fürsten wurde nicht nur 1883 neu aufgelegt, sondern erschien überdies 1876 auf Englisch. Die Schilderung der Jugend Katharinas, der ersten französischen Medici-Regentin, erschien 1858 in einer italienischen und 1864 in einer französischen Fassung.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

fen tiefgreifend, weil er sich von da an zunehmend der Quellenforschung zuwandte. So war er 1844 Mitgründer der Zeitschrift »Archivio Storico Italiano«, die Quellen zur italienischen Geschichte erschließen sollte. Darin ließ er 1885 seinen Aufsatz »La morte di Maria de' Medici« veröffentlichen⁴⁹.

Eigenen Angaben zufolge stützte sich Reumont für seinen italienischsprachigen Aufsatz zum Exil und Tod Marias von Medici in Köln wesentlich auf die einschlägigen Untersuchungen des rheinischen Lokalgelehrten Leonhard Ennen (1820–1880)⁵⁰. Der Historiker und katholische Priester Leonhard Ennen⁵¹ hatte in seiner Funktion als erster Kölner Stadtarchivar eine fünfbändige »Geschichte der Stadt Köln« (1863–1880) verfasst, die bis ins 17. Jahrhundert reicht⁵². Das vierzigste Kapitel des letzten Bands trägt die Überschrift »Der Tod der Königin Maria von Medicis«⁵³. Dank seines Amtes als Stadtarchivar und seiner geistlichen Funktion konnte sich Ennen sowohl auf die Ratsprotokolle und weitere Akten der Stadt als auch das Pfarrarchiv der Jesuitenkirche Sankt Peter in Köln stützen. Bereits Zeitgenossen warfen Ennen jedoch vor, mit den Quellen methodisch nicht sorgfältig genug umgegangen zu sein⁵⁴. Nichtsdestotrotz bietet er für das Bild der verstoßenen französischen Königinmutter ganz neue Einblicke in ihre letzten Lebensmonate.

Eine patriotische und zugleich katholische Perspektive

Die Ausführungen des Stadtarchivars zum Kölner Exil Marias sind zunächst einmal lokalpatriotisch untermalt. Ennen verklärte seine Stadt als »sichere Zufluchtsstätte, an welcher sie [Maria] die so lang entbehrte Ruhe genießen, ein stilles, beschauliches Leben führen und in Frieden ihre vielbewegten Tage beschließen konnte«⁵⁵. Um Kölns Verdienst als sicheren Ruhehafen zu bekräfti-

49 Vgl. REUMONT, *La morte di Maria de' Medici*, S. 221–229. Die Quellen und Literatur, die er hierzu nutzte, führt Reumont auf S. 228f. auf. Der Aufsatz gilt bis heute als maßgeblich für Marias Kölner Exil, vgl. DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 852.

50 REUMONT, *La morte di Maria de' Medici*, S. 228.

51 Für mehr biografische Hinweise vgl. Hermann KEUSSEN, Art. »Leonhard E. Ennen«, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 48, Leipzig, München 1904, S. 380–382.

52 *Ibid.*, S. 381: Im Jahr 1880 wurde eine preiswerte einbändige Fassung herausgegeben, die bis 1815 reicht, als Köln preußisch wurde.

53 ENNEN, *Geschichte der Stadt Köln*, S. 697–708.

54 KEUSSEN, Art. »Leonhard E. Ennen«, S. 382.

55 ENNEN, *Geschichte der Stadt Köln*, S. 697.

gen, betonte er einerseits die mitleiderregende Rastlosigkeit Marias⁵⁶ und andererseits die Bereitwilligkeit des Kölner Stadtrats, sie aufzunehmen⁵⁷. Dass Köln dies freiwillig und sowohl herzlich als auch respektvoll getan hatte, entnahm der Stadtarchivar den Ratsprotokollen vom 26. Oktober 1641, die vom königlichen Empfang beziehungsweise Eintritt Marias in die Stadt handeln⁵⁸.

Darüber hinaus soll der Stadtrat sehr um das Wohlergehen der »schwer geprüfte[n] Fürstin«⁵⁹ bemüht gewesen sein. Dabei war die lokalpatriotische Dimension von Ennens Ausführungen zugleich von einem gesamtdeutschen Nationalstolz geprägt, der sich hier in einer Abgrenzung zu Frankreich äußerte. So kritisierte er:

Einzelne von Frankreich gedungene Verräther an der deutschen Ehre und dem deutschen Reiche, die sich durch demonstrative Insolenzen gegen die Königin den besonderen Dank des Cardinals Richelieu zu verdienen hofften, ließen es sich mit besonderem Eifer angelegen sein, den Kölnischen Pöbel aufzustacheln und zu bestimmen, daß derselbe vor der Wohnung der Königin Ungezogenheiten der mannigfaltigsten Art verübte⁶⁰.

Ähnlich wie in den belgischen Quellen wird am Beispiel des Exils Marias von Medici der Stolz auf eine angeblich typisch deutsche Gastfreundschaft und Unbestechlichkeit gepflegt. Diese Grundhaltung deutscher Gastlichkeit Kölner Prägung glaubte Ennen anhand verschiedener Ratsprotokolle aus dem Jahr 1642 belegen zu können, denen er entnahm, dass der Stadtrat zusätzliche Wachen vor Marias Haus in der Sternengasse hatte postieren lassen, um Krawalle zu verhindern, und sogar einen Metzger beauftragt hatte, sie mit allem Nötigen zu versorgen⁶¹. Diese scheinbar nebensächlichen Details sollten beweisen, dass sich die Reichsstadt sowohl um das seelische als auch um das leibliche Wohl Marias gekümmert und dabei nichts dem Zufall überlassen habe.

⁵⁶ Siehe *ibid.*, S. 696: »[D]ie [...] aus Frankreich vertriebene und von Land zu Land gehetzte frühere Regentin des französischen Königreiches« oder S. 696f.: »[Maria,] die seit ihrer Flucht aus Frankreich ruh- und friedlos von Land zu Land gewandert und überall mit Mißtrauen und Furcht empfangen worden war«.

⁵⁷ Vgl. *ibid.*, S. 697.

⁵⁸ *Ibid.*, S. 699f. Vorbild für den Empfang Marias war der Einzug, den die Stadt Köln 1613 Friedrich V. von der Pfalz (1596–1632), dem späteren »Winterkönig«, bereitet hatte, als er mit seiner englischen Braut Elisabeth Stuart (1596–1662) aus England kommend auf der Rückreise nach Heidelberg war.

⁵⁹ *Ibid.*, S. 701.

⁶⁰ *Ibid.*

⁶¹ *Ibid.*, S. 701f.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

Neben dieser (lokal)patriotischen Dimension weist Ennens Darstellung von Marias Exil auch eine starke private und religiöse Komponente auf. Diese Perspektive ist sicherlich nicht unwesentlich dem Hintergrund des Autors als katholischer Geistlicher geschuldet. So stellte er sie nicht primär als politische Akteurin, sondern als fromme, gottesfürchtige Gläubige dar. Das Bild, das er von der im Gebet zurückgezogenen Herrscherin entwarf, kontrastiert dadurch stark mit dem der bis zuletzt intrigierenden und auf eine Rückkehr nach Frankreich sinnenden Maria, das viele Historiker, vor allem in Frankreich, verbreitet hatten⁶².

Ennen ging detaillierter auf Marias Frömmigkeitspraxis als auf politische Ereignisse ein. Der Kölner Kurfürst und Erzbischof Ferdinand von Bayern (1577–1650) habe ihr erlaubt, eine Hauskapelle einzurichten, um sich nicht immer beim Kirchgang der Öffentlichkeit zeigen zu müssen – für den Autor ein weiterer untrüglicher Beleg für das Entgegenkommen und die Fürsorge der Kölner Obrigkeit⁶³. Die Glaubensprägung der Mediceerin bezeichnete der Autor als im wahrsten Sinne des Wortes ultramontan, da Maria »als echte Italienerin ein ganz besonderes Zutrauen zu der Wunderkraft von Bildern hatte und gerne vor wunderthätigen Marienbildern ihre Andacht verrichtete«⁶⁴. Doch wird hier möglicherweise weniger der Stereotyp des abergläubischen Italieners die Aussage des katholischen Geistlichen Ennen geleitet haben, als der Verweis auf die posttridentinische Theologie, die – in Opposition zu den protestantischen Lehren – die Heiligen- und Bilderverehrung sowie den Marienkult neu bekräftigt hatte⁶⁵. Aus politischen Gründen waren die Beschlüsse des Konzils von Trient (1545–1563) besonders in Florenz umgesetzt worden, da der Großherzog der Toskana eine Anbindung an den Papst brauchte. Vor diesem politisch-religiösen Hintergrund ist Maria von Medici aufgewachsen und erzogen worden⁶⁶.

Leonhard Ennen stilisierte Maria auch in ihrer Sterbestunde als würdevolle Katholikin. Er hob ihre Gefasstheit angesichts des Todes hervor, sowie die Tatsache, dass hochrangige geistliche Würdenträger ihr an ihrem Totenbett ihre Aufwartung gemacht hatten, seien es die päpstlichen Nuntien und Legaten oder der Erzbischof von Köln gewesen. All diese Details entnahm er Unterlagen aus dem Pfarrarchiv von Sankt Peter, genauer gesagt Berichten des damaligen Pfarrers, des Theologen Arnold Meshov (1591–1667), der Maria am 2. Juli 1642

⁶² Ibid., S. 702.

⁶³ Ibid.

⁶⁴ Ibid.

⁶⁵ Vgl. hierzu Hubert JEDIN, Entstehung und Tragweite des Trienter Dekrets über die Bilderverehrung, in: Theologische Quartalschrift 116 (1935), S. 143–188 u. S. 404–429.

⁶⁶ Vgl. hierzu DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 77–80.

die letzte Ölung erteilt hatte⁶⁷. Ennen weiß zudem zu berichten, dass Maria als gute Katholikin über den Tod hinaus für die Förderung ihres Seelenheils testamentarisch vorgesorgt hatte und deshalb in Köln in den folgenden Wochen auf ihren Wunsch sowie auf Anordnung des Kölner Erzbischofs hin 6000 Messen gelesen wurden⁶⁸. Ihr einbalsamierter Leichnam wurde zunächst in ihrer Hauskapelle aufgebahrt; ihr Herz und ihre Eingeweide wurden im Dom in unmittelbarer Nähe zum Dreikönigsschrein aufbewahrt⁶⁹. Nach der Überführung nach Frankreich wurde im Dom eine Messingplatte als Erinnerung an Maria angebracht. Wie Leonhard Ennen allerdings zu berichten wusste, wurde diese Platte von den Revolutionären 1794 bei der Einnahme der Stadt durch französische Truppen entfernt⁷⁰. Dieses vom Kölner Stadtarchivar angeführte Ereignis zeugt zweifelsohne von dem Hass der Revolutionäre auf die Monarchie, der sich 1794 in Köln, ähnlich wie bei der Schändung der Gräber der Königsgruft von Saint-Denis im Oktober 1793, gegen alle historischen Vertreter der Monarchie entlud. Diese Tat kann indes auch als Zeichen des außerordentlich schlechten Rufs Marias von Medici in der Erinnerung der Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gedeutet werden.

Überprüfung althergebrachter Topoi zum Exil Marias

Neben diesen neuen biografischen Aspekten in der Rezeption Marias nahm Ennen ebenfalls Stellung zu zwei Themen, die in der Historiografie im Zusammenhang mit dem Exil Marias in Köln stets erwähnt werden. Zuallererst ging er auf die Bleibe Marias ein, die in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts häufig fälschlicherweise für das Geburtshaus des flämischen Meisters Rubens gehalten wurde. Leonhard Ennen selbst hatte 1861 in »Über den Geburtsort des Peter Paul Rubens« angeführt, dass es seinen eigenen Archivforschungen zufolge durchaus möglich sei, dass dieser in Köln, und nicht in Siegen, geboren sei⁷¹. In seiner Stadtgeschichte Kölns betonte er allerdings, dass es sich bei besagtem Haus in der Sternengasse streng genommen nicht um das Geburtshaus des Malers gehandelt habe. Rubens habe dort lediglich seine Kind-

67 Vgl. ENNEN, Geschichte der Stadt Köln, S. 702–704.

68 Vgl. *ibid.*, S. 703.

69 *Ibid.*, S. 704. Die Eingeweide und das Herz wurden auf Wunsch Marias hin später in das von Heinrich IV. gegründete Jesuitenkolleg von La Flèche gebracht. Dort wurde bereits das Herz des Königs aufbewahrt, vgl. DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 863.

70 ENNEN, Geschichte der Stadt Köln, S. 704.

71 Vgl. DERS., Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens, mit Beilagen, Köln 1861, S. 1–28, insb. 28.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

heit verbracht⁷². Trotz dieser Richtigstellung rekurrierte aber auch Ennen auf den in der einschlägigen Historiografie sehr beliebten Fortunatopos, wonach Maria an genau dem Ort armselig starb, an dem Rubens, der sie in den Tagen ihrer Macht künstlerisch verherrlicht hatte, seine Kindheit verbracht hatte⁷³.

Leonhard Ennen ging zweitens auf die Armut der Exilierten ein, die in der europäischen Historiografie des 19. Jahrhunderts für zahlreiche Spekulationen und Übertreibungen gesorgt hatte. Der Kölner Stadtarchivar schrieb, dass »[i]hre Subsistenzmittel« gering und sie verschuldet gewesen sei⁷⁴. Anders als manche seiner Zeitgenossen vermied er allerdings die Übertreibung, die infolge von Saint-Simons »Parallèle des trois premiers rois Bourbons« seit der Mitte des 17. Jahrhunderts teils unreflektiert weitertradiert worden war und sich in der französischen und englischen Historiografie des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreute⁷⁵.

Ähnlich wie in der belgischen und englischen Historiografie sowie bei manchen bürgerlich-liberalen Autoren in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nährte Ennen mit seiner Darstellung des Exils Marias nicht zuletzt das negative Richelieu-Bild. So führte er ebenfalls die Anekdote an, wonach dieser »[n]icht einmal den verweslichen Resten derselben [seiner Kontrahentin Maria] [...] die Ruhe auf französischem Boden [gönnte]«⁷⁶. In der Tat fand die Überführung der Überreste Marias erst Anfang 1643 statt und damit erst nach dem Tod Richelieus (4. Dezember 1642). Die Unterstellung, Ludwig XIII. habe sich zu Lebzeiten des Kardinals nicht getraut, die Leiche seiner Mutter in Saint-Denis bestatten zu lassen, konnte allerdings von der Forschung als diffamierendes Gerücht entlarvt werden, das seine Gegner hatten publizistisch verbreiten lassen und das später zum festen Bestandteil seiner dunklen Legende wurde. Tatsächlich hatte Richelieu bereits 1642 die Rückführung Marias geplant, welche sich jedoch durch seine Erkrankung und dann seinen

⁷² Vgl. DERS., *Geschichte der Stadt Köln*, S. 698f., Anm. 1.

⁷³ *Ibid.*, S. 699, Anm.: »Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß die so stolze und früher so mächtige Königin gerade in dem Hause die letzten Tage ihrer Demüthigung, ihrer Erniedrigung und ihres Elendes erleben sollte, in welchem der Meister, der die Zeit ihrer Größe durch so hervorragende Kunstwerke verherrlicht hatte, die Jahre seiner Kindheit zugebracht. [...] Gerade an der Wiege der Kindheit des Malers Peter Paul Rubens mußte es die Königin doppelt schmerzhaft berühren, daß die Dämonen, deren Besiegung dieser Meister vor etwa vierzig Jahren mit seiner geübten Künstlerhand symbolisch dargestellt hatte, seitdem einer nach dem anderen sich gegen sie und ihr Glück gewendet hatte«.

⁷⁴ *Ibid.*, S. 701, 706.

⁷⁵ Vgl. hierzu auch die einschlägigen Ausführungen von Barthélemy in Teil I, Kap. 4.2.4.

⁷⁶ ENNEN, *Geschichte der Stadt Köln*, S. 705

Tod verzögerte⁷⁷. Der Leichenzug setzte sich schließlich am 8. Februar 1643 Richtung Paris in Bewegung, was Leonhard Ennen detailliert anhand des von Meshov verfassten Berichts aus dem Pfarrarchiv Sankt Peter wiedergab⁷⁸.

Die Rezeption der französischen Herrscherin Maria von Medici bewegte sich also bei den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts zwischen der Übernahme etablierter Narrative bis hin zu deren Hinterfragung und Abgrenzung von denselben. Moriz Ritter und Martin Philippon stehen für diese beiden Extreme. Gerade die Untersuchung des deutsch-jüdischen Historikers Philippon bietet hierbei sehr treffende Einblicke in die Mechanismen der französischen Rezeption Marias. Er erkannte, dass sie in der Nachwelt bewusst zugunsten anderer historischer Protagonisten in Verruf gebracht worden war. Im Kontext der konfliktreichen Beziehung zum Nachbarstaat Frankreich nutzte Philippon diese Erkenntnis jedoch auch, um als deutscher Historiker die vermeintliche Objektivität der eigenen Geschichtswissenschaft selbstbewusst über die seiner Meinung nach unsachliche und von ausgeprägtem Nationalstolz gefärbte französische Historiografie zu stellen. Der Emotionalität der französischen Historiker in der Ausarbeitung des Bilds Maria von Medici stellte er daher seine angeblich rationalen Ausführungen zu dieser Königin entgegen. Neue Erkenntnisse zur Biografie Marias von Medici lieferte schließlich Leonhard Ennen. Er relativierte das sagenumwobene, meist romantisierte und häufig übertrieben als prekär dargestellte letzte Exil der Mediceerin und schilderte es anhand der Quellen des Kölner Stadtarchivs konkreter und detaillierter.

3.3 Maria von Medici als Protagonistin der gesamteuropäischen Geschichte bei Ranke

3.3.1 Die französische Geschichte als Universalgeschichte

Die Auseinandersetzung mit der historischen Figur Marias von Medici fand in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts meist im Rahmen von Untersuchungen zu den europäischen Beziehungen im 17. Jahrhundert und zum Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) statt. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass dieser Konflikt, der im Wesentlichen auf den Territorien des Alten Reichs ausgetragen wurde, aus der Verkettung verschiedener konkurrierender Staatsinteressen resultierte. Die Analyse gesamteuropäischer Zusammenhänge bot damit zwangsläufig auch ein besseres Verständnis der

⁷⁷ Siehe die einschlägigen Ausführungen in Teil I, Kap. 2.2.1, Anm. 89.

⁷⁸ Vgl. ENNEN, Geschichte der Stadt Köln, S. 707f.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

eigenen, deutschen Vergangenheit. Prägend für das Bild Marias aus gesamteuropäischer Sicht waren zweifelsohne die einschlägigen Studien des Historikers Leopold von Ranke.

Frankreich als zentraler Akteur der europäischen Geschichte

Leopold von Ranke (1795–1886)⁷⁹ gilt als eine der führenden Persönlichkeiten der Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Seinem 1824 erschienenen ersten Werk »Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535« hatte der spätere Berliner Geschichtsprofessor eine Beilage mit dem Titel »Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber« hinzugefügt. Darin legte er sein Grundkonzept der absoluten historischen Objektivität auf der Grundlage einer der Wahrheit unterstellten Quellenkritik dar⁸⁰. Ranke forderte von einem Historiker, mittels quellenorientierter Grundlagenforschung keine Kompilationen vorheriger Werke, sondern eigens erarbeitete, neue Darstellungen historischer Zusammenhänge zu veröffentlichen. Die literarische Ausarbeitung der historischen Ereigniszusammenhänge sollte dabei die Geschichte als übersinnliche, richtungs- und handlungsweisende Größe erscheinen lassen⁸¹. Wenngleich zu Leben und Werk Rankes viel zu sagen wäre, soll hier im Rahmen des deutschsprachigen Geschichtsbilds Marias der Blick vor allem auf seine Deutung der europäischen Geschichte gerichtet werden.

Als typischer Vertreter des Historismus postulierte Ranke die Bewertung von Staaten und Institutionen als historisch gewachsene Größen, deren Erforschung dem Einzelnen und der Gesellschaft zum besseren Verständnis der Gegenwart und als Leitlinie für die Zukunft dienen sollte. Ein Leitthema seines Werks war daher die Studie der Geschichte der europäischen Staaten der Neuzeit, denn, so Ulrich Muhlack: »Angesichts der ideologischen Polarisierung Europas in die Lager von Revolution und Restauration, von Monarchie und Volkssouveränität hielt R[anke] es für geboten, die gewachsene Vielfalt der europ[äischen] Staatenverhältnisse aufzuweisen und damit die Gegenwart über

⁷⁹ Vgl. für weitere biografische Angaben Ulrich MUHLACK, Art. »Franz Leopold von Ranke«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 140–142; DERS., Leopold von Ranke (1795–1886), in: Lutz RAPHAEL (Hg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 30–63.

⁸⁰ Vgl. *ibid.*, S. 56; DERS., Art. »Franz Leopold von Ranke«, S. 141.

⁸¹ Vgl. *ibid.*, S. 141f.; DERS., Leopold von Ranke (1795–1886), S. 51; SIMON, Historiographie, S. 136.

ihre geschichtlichen Grundlagen aufzuklären«⁸². Aus diesem Grund verfasste Ranke neben einer mehrbändigen Untersuchung zur deutschen und preußischen Geschichte auch Darstellungen zu anderen Akteuren der europäischen Neuzeit. Zu nennen sind seine kontroverse dreibändige Geschichte der Päpste (1834–1836), die ihm den Durchbruch in der Geschichtswissenschaft ermöglichte, eine siebenbändige englische Geschichte (1859–1868) und eine fünfbandige Geschichte Frankreichs (1852–1861). In all diesen Werken ging es Ranke weniger um die Darstellung der jeweiligen Nationalgeschichte als um das Zusammenwirken der europäischen Staaten⁸³.

Leopold von Ranke sah die Tatsache, dass er als Deutscher über andere Länder berichtete, nicht als Hindernis, sondern vielmehr als Gewinn für die von ihm postulierte vollkommene Objektivität. In seinem Vorwort der »Römischen Päpste« behauptete er etwa, als Protestant einen ausgewogeneren Blick auf innerkirchliche katholische Belange zu besitzen und somit scharfsinniger die eigentlichen, rein historischen Implikationen durchdringen zu können⁸⁴. Ähnlich argumentierte er für die französische Geschichte, bei der er mittels seines quellennahen Ansatzes anstrebte, die für ihn noch zu sehr an historiografischen Traditionen haftenden französischen Ausführungen grundlegend zu hinterfragen und somit »der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten«⁸⁵. Nicht zuletzt beanspruchte er für sich, als Deutscher und damit als Außenstehender einen unbefangeneren Blick auf die französische Geschichte werfen zu können. Neue, bislang in den einschlägigen französischen Darstellungen zu wenig oder gar nicht genutzte und erschlossene Dokumente sollten dies seiner Meinung nach gewährleisten⁸⁶. Hinzu kam, dass Ranke sein Quellenkorpus für die jeweiligen Ausführungen auszuweiten und damit die daraus gezogenen Schlüsse zu differenzieren suchte, indem er europaweit in Archiven recherchierte, »[d]enn an dem was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil«⁸⁷. Diese dezidiert europäische Perspektive, sei es durch die Quellen oder die behandelten Inhalte, sollte eine vollkommene Sachlichkeit und die Erneuerung der einschlägigen

⁸² MUHLACK, Art. »Franz Leopold von Ranke«, S. 141. Siehe auch DERS., Leopold von Ranke (1795–1886), S. 46f.

⁸³ Ibid., S. 49f.: »Die monographische Darstellung schloß freilich ein, daß der jeweilige Gegenstand immer auf den europäischen Horizont projiziert wurde. Ranke schrieb römische, deutsche, preußische, französische, englische Geschichte als jeweils exemplarische Geschichte des europäischen Staatensystems«.

⁸⁴ RANKE, Französische Geschichte, Bd. 1, S. XV.

⁸⁵ Ibid., S. VI.

⁸⁶ Ibid., S. Vif.

⁸⁷ Ibid., S. VII. Siehe zu den von Ranke für seine »Französische Geschichte« genutzten Quellen dessen Ausführungen ibid., S. Vif.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

Geschichtsschreibung garantieren. Das eingangs in diesem Kapitel angeführte Zitat Rankes, wonach er als Deutscher es »wage [...], das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen«⁸⁸ ist damit als rhetorisch bewusst eingesetzter Bescheidenheitstopos zu werten, der vielmehr einen qualitativen Anspruch vermittelt.

Rankes historisches Denken war geprägt von einer Faszination für das Konzept des Staates. Er bewertete den Werdegang einer Nation als dynamischen Prozess, bei dem ein Staat im Zusammenspiel oder Konflikt mit den Nachbarstaaten individuelle Züge entwickle. Das Frankreich des Ancien Régime galt ihm als Verkörperung des monarchischen, katholischen und romanischen Prinzips⁸⁹. Gewisse Staaten zählte der deutsche Historiker darüber hinaus zu den großen europäischen Kulturnationen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Geschichte nicht nur einer nationalen, sondern auch universalgeschichtlichen Bestimmung gefolgt seien⁹⁰. Aus diesem Grund befasste er sich mit den jeweiligen Nationen vorzugsweise dann, wenn sie Hauptakteure des europäischen Zusammenspiels waren, sei es Deutschland während der Reformation oder Rom im Kontext der Katholischen Reform⁹¹.

Die Geschichte Frankreichs von der Herrschaft Franz' I. bis zu der Ludwigs XIV. (1515–1715) betrachtete Ranke als eine solche Phase, in der Frankreich »einen universalhistorischen Charakter« angenommen habe⁹². Er führte erklärend an: »Gestalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, [...] der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici selbst, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören so gut der allgemeinen Geschichte an, wie der französischen«⁹³. Fragt man nach dem Bild Marias von Medici bei Ranke, ist diese Aussage besonders aufschlussreich. Erstens, weil er hier explizit der zweiten mediceischen Herrscherin zusammen mit all den anderen oben genannten Protagonisten nicht nur eine nationale, sondern auch universelle Relevanz zuschrieb. Zweitens fällt auf, dass Ludwig XIII. in dieser Aufzählung ausgeblendet wird. Dies lässt vermuten, dass Ranke der Mutter mehr historische Bedeutung zuschrieb als dem Sohn. Drittens, und dies ist sehr wichtig, ist Maria die einzige, deren Namen Ranke nicht kommentarlos beziehungsweise wertfrei anführte, sondern ihm die einschränkende Partikel »selbst« im Sinne von

88 Ibid., S. III.

89 Vgl. SIMON, *Historiographie*, S. 136; MUHLACK, *Leopold von Ranke (1795–1886)*, S. 46f.

90 RANKE, *Französische Geschichte*, Bd. 1, S. III: »Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen«.

91 MUHLACK, *Leopold von Ranke (1795–1886)*, S. 49.

92 RANKE, *Französische Geschichte*, Bd. 1, S. V.

93 Ibid.

»sogar« hinzufügte. Dies kann so interpretiert werden, dass Ranke – entgegen der in Frankreich vorherrschenden negativen Meinung über Maria – die Königin bewusst aufwerten wollte, indem er sie in seine Aufzählung aufnahm. Es kann aber auch als Ausdruck eines Widerwillens von Seiten des Historikers verstanden werden, Maria in der Aufzählung anzuführen, obgleich er es der angestrebten Vollständigkeit und Unparteilichkeit schuldete.

Seine Kriterien für die Nennung der oben aufgeführten Protagonisten der französischen Geschichte begründete Ranke wie folgt: »All diese Persönlichkeiten, durch große und gute, aber auch durch entgegengesetzte Eigenschaften ausgezeichnet, empfinden doch ihr unterscheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politischen Kampfe, der das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte«⁹⁴. In dieser Aussage kommt ein weiterer wichtiger Aspekt von Rankes historischem Denken zum Vorschein, nämlich der des Zusammenspiels zwischen Staat und Kirche. Beide sah Ranke als von Gott geschaffene Entitäten, um die Energie der Völker zu kanalisieren. Den zivilisatorischen Fortschritt einer Nation und ganz Europas betrachtete der deutsche Professor als verlangsamt, wenn eine Kirche oder ein Staat einen universellen Anspruch erhob⁹⁵. Es soll im Folgenden also auch darum gehen, welche Rolle Ranke Maria von Medici im bewegten Zusammenspiel von Staat und Kirche zuschrieb. Zählte er sie zu den das europäische Gleichgewicht der Kräfte garantierenden oder gefährdenden Protagonisten?

Maria von Medici aus gesamteuropäischer Perspektive

Wie bereits erwähnt, untersuchte Ranke die europäischen Staaten stets zu einem Zeitpunkt, an dem sie seiner Ansicht nach zu Hauptakteuren im europäischen Staatengebilde aufgestiegen waren. Für Frankreich war dies Ranke zufolge eindeutig das 17. Jahrhundert, aufgrund der europäischen Ausstrahlung des Absolutismus. Den Aufstieg der Bourbonendynastie zum französischen Thron mit Heinrich IV. wertete er überschwänglich, quasi mystisch als Beginn des »Zeitraum[s], der ihr bestimmt war zu ihrer Ausbildung in sich selbst so wie zur Erwerbung eines Einflusses ohne Gleichen auf die Geschehnisse Europa's und der Menschheit [...], – ihr Welttag brach an«⁹⁶. Entgegen der in der französischen Historiografie geläufigen Interpretation bewertete Ranke den Regent-schaftsantritt Marias allerdings nicht als drastischen Einschnitt in dem von Heinrich IV. eingeschlagenen Weg zur universalgeschichtlichen Vormachtstel-

94 Ibid.

95 Vgl. hierzu WHITE, *Metahistory*, S. 169f.

96 RANKE, *Französische Geschichte*, Bd. 2, S. 3.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

lung⁹⁷. Dies schrieb er zum einen der Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit eines im herderschen Sinne französischen Nationalgeistes zu⁹⁸, hob zum anderen aber auch Marias Beitrag zur Wahrung der Kontinuität positiv hervor. Der Witwe des Bourbonen sprach er anerkennend etwas »großartig Vornehmes und einschmeichelnd Gewinnendes« zu, das die Kräfte des Landes gebündelt habe⁹⁹. Er lobte zudem den inneren Wandel, den Maria im Mai 1610 laut Zeitgenossen vollzogen habe – von einer apathischen Königin hin zu einer engagierten Herrscherin. Französische Historiker schrieben diesen neuen Eifer meist einer vermeintlichen Machtgier zu. Ranke erklärte Maria hingegen zur vorbildlichen Staatsfrau, denn: »Mit Sonnenaufgang sah man sie schon bereit, ihren geheimen Rath zu empfangen, den ganzen Morgen widmete sie politischen Berathschlagungen; nach dem Mittagessen gab sie Jedermann Audienz; in den Abendstunden besprach sie die Geschäfte mit ihrer vertrauten Gesellschaft. Anfangs zeigte sie sich furchtsam, allmählig faßte sie Muth«¹⁰⁰. Ranke räumte sogar anerkennend ein, dass in Marias Person »die höchste Gewalt nicht unwürdig im Sinne des Ermordeten vertreten« gewesen sei¹⁰¹.

Doch nicht nur ihre Fähigkeiten als Herrscherin hob Ranke hervor, sondern er lobte auch die von Maria eingeschlagene politische Linie. Der Fleiß und die konservierenden Maßnahmen der Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hätten nämlich den Bourbonen – und demnach gerade der Dynastie, der Ranke für das 17. Jahrhundert eine welthistorisch prägende Funktion zusprach – den Thron bewahrt. Für den dem konservativen und monarchischen Prinzip gewogenen Ranke¹⁰² hatte Maria also Frankreich das Königtum erhalten und damit das Fortdauern des von Heinrich IV. begonnenen universalhistorischen Werkes garantiert. Dies sei eine umso anerkennenswertere Leistung, da zu Marias Zeiten das Prinzip der starken Königsmacht beziehungsweise Staatlichkeit, das Richelieu dann weiter ausbaute, noch nicht fest etabliert war. Er betonte daher: »Indem man sich gewöhnt hat, in dem Emporkommen des französischen Königthums eine stätige [sic] Entwicklung des nationalen Gedankens

97 Zwar behauptete Ranke, Heinrich IV. habe große umwälzende Pläne für Frankreich und Europa gehabt, doch betonte er auch, dass es sich seiner Meinung nach dabei nicht um das *grand dessein* gehandelt habe, das Sully dem König nachträglich zugeschrieben hatte, vgl. *ibid.*, S. 134–136.

98 Vgl. *ibid.*, S. 145f.

99 *Ibid.*, S. 146.

100 *Ibid.*, S. 147.

101 *Ibid.*

102 SIMON, *Historiographie*, S. 136.

zu erblicken, hat man keine Ahnung davon, was im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch Alles möglich schien«¹⁰³.

Wenngleich Rankes Wertung des innenpolitischen Wirkens Marias als Regentin durchaus positiv ausfiel, unterschied der Historiker jedoch deutlich zwischen ihren Intentionen und deren Ergebnis. Einerseits wertete er Marias große Kompromissbereitschaft gegenüber dem nach dem Tod Heinrichs IV. wieder erstarkten Adel nicht, wie manch ein französischer Kollege, als Missachtung der von ihrem Mann aufgebauten politischen Grundlinie, sondern vielmehr positiv als Wille, dessen Errungenschaften pragmatisch bis zur Volljährigkeit des gemeinsamen Sohns und Erben zu bewahren¹⁰⁴. Die zahlreichen Kompromisse, die dieser guten Absicht entsprangen, hätten andererseits aber de facto die von Heinrich IV. aufgestellten Prinzipien und seine gesamteuropäische Vision letztendlich ausgehöhlt¹⁰⁵. Leopold von Ranke war also weit davon entfernt, Maria als völlig inkompetente Herrscherin zu stigmatisieren, verklärte sie jedoch auch nicht zu einer herausragenden Regentin, wie es etwa ihr royalistischer und katholischer Apologet Caepéfigue in Frankreich unternommen hatte. Ranke bezeichnete sie vielmehr als »geschäftserfahren [...] und geistreich«¹⁰⁶ und betonte, dass es vornehmlich strukturelle Schwierigkeiten während ihrer Regentschaft waren, die sie schließlich von der von Heinrich IV. vorgegebenen politischen Linie abweichen ließen.

Als zentrale Etappe nicht nur der französischen, sondern der europäischen Geschichte betrachtete Ranke daher die *journée des Dupes*¹⁰⁷, bei der die gescheiterte Maria von Medici einem weitaus bedeutenderen Protagonisten der europäischen Geschichte letztendlich weichen müssen. So schrieb er 1860

103 RANKE, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 150.

104 Ibid., S. 153: »[U]nter Maria Medici trat die königliche Gewalt vor ihnen [den Adligen] einen Schritt zurück. Nicht als ob diese Fürstin kein Bewußtsein von ihrer Stellung gehabt hätte; die Forderungen Condé's trieben ihr Thränen des beleidigten Stolzes in die Augen; sie war nicht gewillt, eine Prærogative der Krone bei Zeiten ihrer Regentschaft verloren gehen zu lassen, aber das System Heinrichs IV. aufrecht zu halten, vermochte sie doch nicht. Dieß hatte vor Allem auf Sparsamkeit und energischer Zurückweisung unberechtigter Forderungen beruht; die Königin hielt für nothwendig, die drohenden Feindseligkeiten der mächtigen Herrn durch Vergabungen aus dem öffentlichen Schatz zu beschwichtigen«.

105 Ibid., S. 155: »So wurden die mit so viel Anstrengung erneuerten festen Ordnungen des Staates doch wieder von Eigenmacht und Gewaltsamkeit durchbrochen; die Königin glaubte genug zu thun, und es ist ihr unzählige Mal als das größte Lob nachgerühmt worden, daß sie die öffentliche Ruhe aufrechterhielt. Aber die Monarchie Heinrichs IV. war es bereits nicht mehr«.

106 Ibid., S. 275.

107 Für genauere Ausführungen zu diesem Ereignis vgl. Teil I, Kap. 4.2.5.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte«: »Jener Tag der Täuschungen, der wie ein Stück Komödie erschien, war doch ein großes Ereignis, wie für Frankreich selbst, so für alle seine Beziehungen zu den übrigen Staaten«¹⁰⁸. Diesem Tag, an dem Maria politisch diskreditiert wurde und ihr Sohn sich zugunsten seines Prinzipalministers Richelieu und dessen selbstbewusster und offensiver Außenpolitik entschied, sprach Ranke also eine europäische Tragweite zu. Er verband nämlich das Ereignis mit dem Wiederaufflammen des alten habsburgisch-französischen Konflikts in Europa¹⁰⁹. Richelieu war für Ranke derjenige, der Frankreichs Aufstieg zum Hauptakteur des europäischen Geschehens schließlich den Weg ebnete, was Maria trotz aller Bemühungen sowohl innen- wie außenpolitisch nicht zu vollbringen vermocht hatte¹¹⁰. Moriz Ritter ging hingegen in seinem dreibändigen Werk zum Dreißigjährigen Krieg nicht genauer auf dieses Ereignis ein. Dies bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass er dem politischen Eklat zwischen Maria und Richelieu keine europäische Relevanz zusprach. Vielmehr ist diese Ausklammerung vermutlich den editorischen Einschränkungen seitens seines Verlegers geschuldet, die Ritter 1895 eingangs im dritten Band anführte¹¹¹.

3.3.2 Maria als Störfaktor des Staatengleichgewichts

Ogleich deutsche Historiker wie Ranke dem Wirken Marias von Medici also durchaus eine europäische Dimension und Relevanz zuschrieben, so galt sie doch weithin vornehmlich als störendes Element zwischenstaatlicher Beziehun-

¹⁰⁸ Leopold von Ranke, *Englische Geschichte*, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin 1860, S. 329. Siehe zudem dieselbe Aussage in leicht abgewandelter Form in ders., *Französische Geschichte*, Bd. 2, S. 387: »Jener 11. November ist in der französischen Geschichte als der Tag der Betrogenen bekannt, denn denen die der Sache von außen zusahen, erschien die Wendung, welche die Dinge nahmen, wie die unerwartete Lösung einer Komödie. Doch mischte sich nach dortiger Gewohnheit mit dem Scherze der Schrecken, mit dem Schrecken der Scherz«.

¹⁰⁹ *Ibid.*, S. 456f.

¹¹⁰ *Ibid.*, S. 546: »Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Schreck und Verehrung getheilt, – es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt«.

¹¹¹ Vgl. Ritter, *Deutsche Geschichte*, Bd. 3, S. Vf.: Ritter entschuldigt sich, im letzten Band die Verflechtung zwischen innerdeutschen und europäischen Ereignissen nur knapp auszuführen, doch hatte ihn sein Verleger, der Historiker Hans von Zwiédineck-Südenhorst (1845–1906), angewiesen, sich auf die vorgeschriebenen drei Bände zu beschränken.

gen vor dem Hintergrund eines sich anbahnenden Krieges europäischen Ausmaßes. Diese Beeinträchtigung wirkte sich sowohl konfessionell als auch dynastisch aus – zwei Dimensionen also, die das Miteinander der europäischen Mächte im 17. Jahrhundert wesentlich bestimmten.

Konfessionelle Perspektive

Mit der konfessionellen, europäischen Perspektive auf das Wirken Marias befasste sich wieder vor allem Ranke, der auch das religiöse Gleichgewicht der Mächte als Grundlage für harmonische zwischenstaatliche Beziehungen betrachtete¹¹². Dem protestantischen Historiker zufolge hatte Rom im 17. Jahrhundert ein Ungleichgewicht erzeugt, als es im Zuge der Katholischen Reform seinen Einfluss auf die anderen Staaten zu erweitern gesucht hatte. Wie sich mitunter auch Maria angesichts dieser Ansprüche des Papstes verhielt, untersuchte Ranke im zweiten Band seines vielfach neu aufgelegten und in zahlreiche Sprachen übersetzten Werks »Die römischen Päpste«, das 1841 von Gregor XVI. auf den Index gestellt wurde¹¹³.

Ranke stilisierte darin zunächst Heinrich IV. als Verfechter eines konfessionellen Gleichgewichts innerhalb Frankreichs nach den Religionskriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dieser habe es sich zur Aufgabe gemacht, eine Balance zwischen der katholischen und reformierten Konfession in Frankreich herzustellen und sie vor dem Ausgreifen des Papstes zu schützen, der die innenpolitische Waage zugunsten der Katholiken verändern wollte¹¹⁴. Mit der Regentschaft seiner Witwe soll dieser Balanceakt dann aufgegeben worden sein, denn: »Unter Maria Medici aber verließ man die bisherige Politik: [...] [E]ine entschieden katholische Gesinnung bekam in allen innern und äußern Geschäften die Oberhand«¹¹⁵. Im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte« präziserte Ranke diesen Gedanken, wonach »Frankreich unter Maria Medici [...] bei weitem katholischer geworden war, als unter Heinrich IV.«¹¹⁶ Außenpolitisch hatte sich der von Ranke Heinrich IV. zugeschriebene Leitgedanke des konfessionellen Gleichgewichts darin geäußert, dass der Herrscher sich Spanien, der katholischen Großmacht schlechthin, entgegengestellt hatte. Dass

112 Vgl. MUHLACK, Leopold von Ranke (1795–1886), S. 47.

113 Siehe hierzu Dominik BURKARD, Ulrich MUHLACK, Hubert WOLF, Rankes »Päpste« auf dem Index. Dogma und Historie im Widerstreit, Paderborn u. a. 2003.

114 Leopold von Ranke, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin 31845, S. 416f., 425.

115 Ibid., S. 425.

116 DERS., Englische Geschichte, S. 109.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

Maria im Gegenzug gerade die Anlehnung an Spanien suchte, deutete der Historiker als Beleg für ihr Bestreben, die katholischen Interessen voranzutreiben¹¹⁷. Auch innenpolitisch kritisierte Ranke Marias Entscheidung, die staatlichen Belange den Interessen Roms untergeordnet zu haben. Dies habe ein inneres Ungleichgewicht geschaffen und für Unmut gesorgt¹¹⁸.

Die angeblich dezidiert katholische Linie Marias habe außerdem zu diplomatischen Spannungen geführt, wie es Ranke im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte« hinsichtlich der Heirat von Marias Tochter Henrietta Maria mit dem englischen König Karl I. ausführte. So soll sich Maria sehr verstimmt gegenüber ihrem Schwiegersohn gezeigt haben, als dieser einen Großteil des durch katholischen Glaubenseifer negativ aufgefallenen Gefolges seiner Frau nach Frankreich zurückschickte¹¹⁹. Maria wird in dieser Perspektive als Verfechterin der Gegenreformation wahrgenommen, die um den Preis konfessioneller Erwägungen sogar kurzzeitig diplomatische Verstimmungen zwischen Frankreich und England in Kauf nahm.

Ranke wertete also die Regentschaft als Phase des Erstarkens der katholischen Kräfte romtreuer und gegenreformatorischer Prägung. Dies habe das Gleichgewicht des ursprünglich von Heinrich IV. entwickelten Systems gestört. Zwar begründete der Historiker Marias Entscheidung einer engen Anbindung an die katholische Großmacht Spanien auch als pragmatische und innenpolitisch notwendige Wahl, um sich angesichts ihrer umstrittenen Regentschaft außenpolitischen Rückhalt zu sichern, doch führte er ebenso an, dass Maria vom Papst und dessen Nuntien regelrecht indoktriniert worden sei. So soll sie beispielsweise der Überzeugung gewesen sein, dass von dem Bündnis zwischen Frankreich und Spanien »das Heil der Christenheit und mithin der Welt« abgehängt habe¹²⁰.

Ganz französischen Metanarrativen – insbesondere liberaler und republikanischer Prägung – folgend, bewertete auch Ranke in diesem Zuge den Prinzi-

117 Vgl. DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 158–161. Siehe auch *ibid.*, S. 258, 395.

118 Vgl. *ibid.*, S. 162–185, insb. S. 162f.: »Wie sich das alte Königthum den römischen Präentionen prinzipiell entgegengesetzte und bei aller Gläubigkeit den Clerus doch zugleich zu beherrschen suchte [...]; so hatte sich Heinrich IV. der Religion der Majorität und dem Papstthum nicht ohne Vorbehalt wieder angeschlossen. Der Gedanke seines Staates war mit nichten der papistische, nicht einmal der ausschließend katholische. Jetzt aber trat die höchste Gewalt mit der clericalen Idee in innige Beziehung. Wir dürfen wohl bemerken, daß es nicht das volle freie Königthum war, das diesen Bund einging. Eine Fürstin that es, deren Rechte, zweifelhaft und angefochten, einer fremden Stütze bedurften. Die Königin sah in der Förderung der ausgesprochenen geistlichen Interessen die Förderung ihrer eigenen«.

119 Vgl. DERS., Englische Geschichte, S. 115–118.

120 DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 160. Siehe auch S. 191f., 237.

palminister Richelieu als die Person, die schließlich mit Marias Politik brach, um an die habsburgfeindliche Politik Franz' I. und Heinrichs IV. wieder anzuknüpfen und im Namen der Staatsräson den von der Regentin angerichteten Schaden einzudämmen¹²¹. Ranke verklärte Richelieu als Wegbereiter einer neuen europäischen Ära, in der die Machtverhältnisse nach über einem Jahrhundert habsburgischer Hegemonie neu verteilt wurden¹²². Er stilisierte ihn überdies als katholischen Staatsmann, der zwischen den Interessen seiner Kirche und seines Staats hin- und hergerissen gewesen sei – in ihm vereinten sich somit die beiden leitmotivischen Kategorien des Geschichtsdenkens Rankes¹²³. Zugleich warnte der deutsche Historiker allerdings davor, wie es in der französischen Historiografie geläufig war, Marias Handeln so zu interpretieren, als habe sie den Ruhm Frankreichs einem Bündnis mit Rom und den Habsburgern geopfert. Ranke zufolge soll Maria vielmehr in dieser Allianz den Schlüssel für eine europaübergreifende starke katholische Politik gesehen haben, in der sie Frankreich einen Platz sichern wollte¹²⁴. Richelieu und Maria verkörpern folglich bei Ranke zwei unterschiedliche Auffassungen der Machtverteilung in Europa – und somit auch des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche¹²⁵. Maria steht für die Garantie europäischen Friedens unter katholischen Vorzeichen, Richelieu für den politischen Kampf gegen die Übermacht Habsburg und das Ausgreifen Roms als Voraussetzung europäischer Harmonie. Anders als Maria, die Ranke als Verfechterin einer Dominanz konfessioneller Belange über staatliche darstellte, habe sich Richelieu als Verteidiger der »unbedingten Autorität des Königthums«¹²⁶ und somit des Staats über kirchliche Erwägungen erwiesen.

Dynastische Perspektive

Der preußische Diplomat Alfred von Reumont befasste sich wiederum mit Marias Wirken aus einer europäischen, dynastischen Perspektive heraus. In der

¹²¹ Ibid., S. 280 u. DERS., Englische Geschichte, S. 115f.

¹²² Vgl. DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 282f.

¹²³ DERS., Die römischen Päpste, S. 497.

¹²⁴ DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 374: »Man darf der Königin und ihren Freunden nicht eine schlechthin spanische Gesinnung zuschreiben; eine Unterordnung Frankreichs unter die Politik von Spanien hätten sie nicht gebilligt; aber um keinen Preis wollten sie einen Bruch mit dieser Macht dulden; in der Allianz mit ihr sahen sie die Grundlage der wahrhaft katholischen Politik«.

¹²⁵ Vgl. *ibid.*, S. 282–310.

¹²⁶ Ibid., S. 310. Siehe auch DERS., Englische Geschichte, S. 115f.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

zweibändigen »Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates« (1876–1877) führte er die diplomatischen Erwägungen und Beziehungen des Hauses Medici mit den anderen europäischen Staaten aus, auch für das 17. Jahrhundert. Die Aushandlung der Eheschließung zwischen der mediceischen Prinzessin Maria und dem französischen Herrscher Heinrich IV. wertete er als außenpolitisches Kalkül des Großherzogs, um sich einen mächtigen Verbündeten gegen das Ausgreifen Spaniens auf der italienischen Halbinsel zu sichern¹²⁷. Reumont führte allerdings an, dass nicht zuletzt Marias Verhalten am Pariser Hof die außenpolitische Rechnung ihres Onkels Ferdinand von der Toskana nicht aufgehen ließ, weshalb die Mediceerin alsbald dessen Missfallen auf sich zog¹²⁸.

Die Ermordung Heinrichs IV. bewertete Reumont als »großen Wechsel« nicht nur für Frankreich, sondern auch für die Toskana¹²⁹. Marias umstrittene Herrschaft machte Frankreich nämlich zu einer unzuverlässigen Schutzmacht für Florenz in der Konfrontation mit Spanien. Die Position des Großherzogs¹³⁰ war zudem deshalb geschwächt, weil er stets als Mittler in den Konflikten zwischen Maria, ihrem Sohn und dem mächtigen Kardinalminister Richelieu auftreten musste¹³¹. Durch ihr Verhalten und ihre politischen Entscheidungen habe Maria also, so Reumont, ihre florentinische Familie in eine prekäre diplomatische Situation gebracht. Das erhoffte starke Bündnis der Toskana mit Frankreich gegen Spanien blieb somit aus und die Beziehungen zwischen beiden Staaten wurden sogar aufgrund der dynastischen Nähe belastet¹³². Reumont bewertete Maria also als ursprünglich wertvolles diplomatisches Kapital für ihre Heimatstadt Florenz. Ihre Weigerung, die Affären ihres Ehemannes stillschweigend hinzunehmen, ihre umstrittene Regentschaft und ihr steter Konflikt mit ihrem Sohn und dessen Prinzipalminister ließen sie aber zuneh-

127 Vgl. Alfred von REUMONT, *Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates*, Bd. 1: Die Medici. 1530–1737, Gotha 1876, S. 343–345.

128 Vgl. *ibid.*, S. 344, 349.

129 *Ibid.*, S. 388.

130 Auf Marias Onkel Ferdinand I. folgte 1609 ihr Cousin Cosimo II. (1590–1621), der dann 1621 von Ferdinand II. (1610–1670) beerbt wurde.

131 Vgl. REUMONT, *Geschichte Toscana's*, S. 394–415.

132 *Ibid.*, S. 415: »Neben politischen, trugen auch persönliche und Familien-Angelegenheiten an den Störungen [zwischen Paris und Florenz] Schuld. Der Kampf in welchen Maria de' Medici und ihr jüngerer Sohn sich gegen Richelieu einließen, die Gefangenschaft der Königin in Compiègne, ihre Flucht nach Brüssel, die Bemühungen des allmächtigen Ministers sie zur Rückkehr in ihre Heimat zu vermögen und so auf immer von Frankreich und von Einmischung in französische Angelegenheiten fernzuhalten, nahm nothwendig den Herzog [Ferdinand II. von Medici] in Anspruch«.

mend zur Last für ihre mediceischen Verwandten und damit für die französisch-toskanischen Beziehungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden.

Auch Ranke beschrieb Maria von Medici als störendes Element der europäischen Außenpolitik aufgrund des ihr eigenen dynastischen Handlungsprinzips. Wie bereits angeführt, hat die jüngste Forschung nachgewiesen, dass Maria ein ausgeprägt familiäres Verständnis der Außenpolitik und der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten vertrat. Katherine Crawford hat diese Auffassung 2004 unter dem Begriff der »familiality« zusammengefasst¹³³. Dies hatte Ranke bereits 1854 in seiner »Französischen Geschichte« treffend erkannt¹³⁴. So begründete Ranke Marias Bestreben, ihre drei Töchter Elisabeth, Christina und Henrietta Maria nach Spanien, Savoyen und England zu verheiraten, damit, dass »sie meinte[,] dadurch einen persönlichen Einfluß auf alle großen europäischen Verhältnisse zu erwerben. Aber damals [in den 1630er Jahren] traten die Zeiten ein, in welchen das dynastische Interesse vor dem des Staates an sich zurückzuweichen begann«¹³⁵.

Ranke deutete Marias dynastisches Verständnis von Politik also als ein bereits im frühen 17. Jahrhundert allmählich veraltendes Konzept, das im Begriff war, dem der Staatlichkeit und Staatsräson zu weichen. Dies könne nicht zuletzt das Zerwürfnis zwischen ihr und Richelieu erklären, den er wiederum als Visionär des monarchischen Staats verklärte¹³⁶. Dieser soll familiäre Erwägungen in der Politik für irrelevant erachtet haben¹³⁷. Richelieu wird bei Ranke folglich nicht nur hinsichtlich der konfessionellen, sondern auch der dynastischen Abwägungen als Verkörperung der Staatsräson und damit als rationaler Gegensatz zu Maria stilisiert. Sein Sieg über die Königinmutter verkörpert für den Historiker den beginnenden Siegeszug der vormodernen Staatlichkeit gegen veraltete Formen der Monarchie. Crawford sprach in diesem Zusammenhang vom Aufeinanderprallen der »pious familiality« Marias und des »impious statism« Richelieus¹³⁸. Die Politik der Regentin wirkt in dieser Gegenüberstellung selbstbezogen und emotional. So beschrieb auch Ranke sie

133 CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 10, 60.

134 RANKE, *Französische Geschichte*, Bd. 2, S. 375: »[S]ie [die Königin] wollte Frieden und Freundschaft mit den ihr durch die Bande des Blutes verbundenen Fürsten«.

135 DERS., *Englische Geschichte*, S. 328f.

136 Vgl. *ibid.*, S. 329.

137 DERS., *Französische Geschichte*, Bd. 2, S. 376: »Spanien zu schonen, weil eine französische Prinzessin [Elisabeth (Isabel) von Frankreich, Tochter Marias von Medici und Heinrichs IV.] auf dem spanischen Thron saß, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; und hätte er daran gedacht, so wäre er verloren gewesen«.

138 CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 90. Crawford arbeitete in der Publizistik zugunsten der exilierten Maria die Topoi der Treue und der Familie als iterative Motive

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

als leidenschaftliche und impulsive Frau, die Politik als persönliche Angelegenheit betrachtet habe, denn:

Sie liebte in den großen politischen Angelegenheiten ihre Hand zu haben, nicht unabhängig von wechselnden Einflüssen, noch immer dasselbe Ziel verfolgend: sie warf ihre Leidenschaft und Laune in die Geschäfte, ihre letzte Regel für dieselbe war zuletzt die persönliche Genugthuung. Nie vergaß sie eine angethane Beleidigung; es machte ihr Freude, vom Staube zu erheben oder vom Gipfel des Glückes herabzustürzen, zu keinem anderen Zweck, als weil es ihr so gefiel¹³⁹.

Maria verkörperte damit bei Ranke die Nachteile einer angeblich impulsiven, affektgeleiteten und von dynastischen Erwägungen geprägten Politik. So soll sich auch das von ihr europaweit entsponnene dynastische Netz entsprechend negativ auf das Zusammenleben der europäischen Staaten in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgewirkt haben. Dies belegte er exemplarisch am Fall des Exils der französischen Herrscherin: »Die Töchter nahmen, – wer könnte sich darüber wundern? – Partei für die Mutter«¹⁴⁰. So habe das von Maria durch die Verheiratung ihrer Töchter an europäische Herrscherhäuser gesponnene Geflecht einen regelrechten Familienstreit in Europa ausgelöst. Ranke betonte zudem, dass Maria selbst sich durchaus dieser persönlichen, von ihr geknüpften Beziehungen zu bedienen gewusst habe, um ihre Rückkehr nach Frankreich auszuhandeln¹⁴¹.

Außerdem soll sich Maria in ihrem politischen Selbstverständnis stark als Mutter und Schwiegermutter der gekrönten Häupter Europas gesehen haben, und damit als den Herrschern übergeordneten Dreh- und Angelpunkt dieses dynastischen Netzes. Aufgrund dieser mütterlichen Stellung habe sie sich als Exilierte sehr selbstbewusst gezeigt, weshalb »Königin Henriette Marie [...] eine Beschränkung ihrer Freiheit durch die mütterliche Autorität« gefürchtet habe¹⁴², und »den König [Karl I.,] von dessen Gnade sie lebte, [...] sah man nur unbedeckten Hauptes mit ihr [Maria] sprechen«¹⁴³. Der Historiker Toby Osborne bestärkte 2011 in seinem Aufsatz »A Queen Mother in Exile« dieses

ihres politischen Anspruchs heraus. Zwar konnte sich Maria von Medici damit nicht durchsetzen, doch zwang es ihren Gegner Richelieu zur stärkeren Behauptung einer starken Königsmacht im alleinigen Dienste des Staats, vgl. S. 92–96.

¹³⁹ RANKE, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 370.

¹⁴⁰ DERS., Englische Geschichte, S. 329. Ranke verdeutlichte dies am Beispiel des Exils Marias in London, das diplomatische Spannungen zwischen Frankreich und England erzeugte, vgl. hierzu S. 335–344.

¹⁴¹ Ibid., S. 336.

¹⁴² Ibid., S. 338.

¹⁴³ Ibid., S. 338f.

Selbstverständnis Marias als regelrechte ›Mutter‹ Europas. Damit habe sie ihre drei Töchter und Schwiegersöhne – die Könige von Spanien und England sowie den Herzog von Savoyen – für ihre Sache mobilisieren und sich zugleich als Friedenskönigin stilisieren wollen, die zwischen ihren europäischen Verwandten im Dreißigjährigen Krieg eine Mittlerposition einnahm¹⁴⁴.

Die deutschen Historiker befassten sich also meist ›nebenbei‹ mit Maria – aus Interesse für die europäische Geschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere im Hinblick auf den Dreißigjährigen Krieg –, nicht aber, weil sie dieser Figur eine herausragende historische Rolle zuschrieben. Ranke entwarf ein eher nuanciertes Bild Marias, vor allem im Hinblick auf ihr innenpolitisches Streben nach dem für die Monarchie so notwendigen Machterhalt, den der Historiker als »eine Aufgabe, die an sich unendlich schwer zu erfüllen war«¹⁴⁵, bezeichnete. Die hier maßgeblich untersuchten deutschen Historiker Ranke und Reumont werteten Marias außenpolitisches Wirken als Regentin sehr ambivalent, sei es aufgrund ihrer angeblichen Hispanophilie und Parteinahme für die Interessen der katholischen Kirche oder aufgrund ihres Beharrens auf persönlichen und damit emotional aufgeladenen Netzwerken in der Gestaltung der europäischen Staatenbeziehungen. Damit weicht das Bild dieser Herrscherin in seinen Grundzügen nur geringfügig von dem ab, das zur selben Zeit in Frankreich vermittelt wurde, wenngleich es in der deutschen Historiografie nicht der Ausdefinierung der eigenen nationalen Identität diene. Ähnlich wie in den einschlägigen französischen Metanarrativen verkörperte Maria von Medici somit auch in der von der deutschen Historiografie eingenommenen gesamteuropäischen Sicht auf ihr politisches Wirken meist das Überkommene, dem die rational begründete Staatsräson Richelieus positiv entgegengestellt wurde.

3.4 Zusammenfassung

Wie bei der englischen Rezeption Marias von Medici im langen 19. Jahrhundert ist es auch im Falle der deutschsprachigen Historiografie äußerst schwer, aus den disparaten und sehr heterogenen vorhandenen Quellen allgemeine Aussagen über die Rezeption dieser Herrscherin zu treffen. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass die französische Königin aus dem Hause Medici die deutschen Professoren nur marginal interessierte und sie daher meist beiläufig im Rahmen gesamteuropäischer Studien oder Abhandlungen zur Geschichte Frankreichs behandelt wurde. Deutschland ist damit das einzige der hier untersuchten Län-

¹⁴⁴ OSBORNE, A *Queen Mother in Exile*, S. 29.

¹⁴⁵ RANKE, *Französische Geschichte*, Bd. 2, S. 148.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung

der, in dem Maria von Medici im 19. Jahrhundert keine einzige eigenständige Monografie gewidmet wurde. Hinzu kommt, dass dort, wie auch in Belgien, das Bild dieser Herrscherin ausschließlich von Männern ausgeformt wurde, was auf die frühe Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung zurückzuführen ist, die Frauen somit nicht zugänglich war. Es lassen sich nichtsdestotrotz einige wesentliche Aspekte der deutschen Rezeption dieser französischen Herrscherin hervorheben.

Maria von Medici wird nie losgelöst vom europäischen Gesamtkontext behandelt. So wird das Leben und Wirken dieser Königin vorwiegend vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges untersucht, der besonders auf den Territorien des Alten Reichs ausgetragen wurde und daher von den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts als Teil ihrer Geschichte ausgiebig behandelt wurde. Anders als in der belgischen und damit ganz ähnlich wie in der englischen Rezeption dieser Herrscherin galt den Deutschen der Aufenthalt Marias auf dem eigenen nationalen Territorium – in diesem Falle Köln – nur als Randaspekt. Lediglich Regionalhistoriker wie Leonhard Ennen und Alfred von Reumont befassten sich aus einem landesgeschichtlichen Interesse heraus mit diesem Thema. Marias kulturhistorischer Einfluss wird in den deutschen Quellen zudem kaum erwähnt. Nur Ranke ging positiv, wenn auch knapp darauf ein und folgerte, ähnlich wie die neue kunst- und kulturhistorische Forschung über Maria, dass ihr in Frankreich eine gelungene Verschmelzung französischer und italienischer Stile gelungen sei¹⁴⁶.

In seinen Grundzügen ähnelt die Darstellung Marias von Medici in Deutschland dem Bild, das die französische Historiografie zur selben Zeit von ihr entwickelte. Besonders bei Moriz Ritter wird die Übernahme gewisser Erzählmuster aus den nationalen Meistererzählungen deutlich, so etwa das dreigliederte sakrale Motiv des Paradieses, des Sündenfalls und der Erlösung, das durch Heinrich IV., dessen Gattin Maria und Kardinalminister Richelieu verkörpert wird. Besonders zwei Historiker versuchten hingegen, sich bewusst von der französischen Historiografie abzugrenzen. Der jüdische Historiker Martin Philippon tat dies, indem er die Mechanismen hinterfragte, die in Frankreich hintergründig gewirkt und zu einem negativen Bild der Mediceerin geführt hatten. Er erkannte dabei völlig treffend, dass Maria deshalb so vehement als Antagonistin der nationalen Geschichte stilisiert worden war, um andere historische Figuren umso besser hervorheben zu können. Leopold von Ranke postulierte wiederum absolute Unparteilichkeit in der Ausarbeitung seiner Darstellung der französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts – und damit auch Marias von Medici – dank der Hinzunahme teils neuer und vor allem europaweit recherchierter Quellen. Beide Ansätze entbehren allerdings nicht

¹⁴⁶ Vgl. hierzu *ibid.*, S. 368–370.

einer gewissen frankreichkritischen Haltung und sind Ausdruck einer Überzeugung deutscher Überlegenheit im Bereich der Historiografie. So könne der deutsche Geschichtswissenschaftler historische Zusammenhänge und Figuren rationaler erfassen, weil er nicht vom überbordenden französischen Nationalismus geblendet sei und sich zudem auf der Grundlage naturwissenschaftsähnlicher Methoden und somit angeblich objektiv jedwedem Untersuchungsgegenstand unbefangen nähern könne.

Nicht zuletzt verblasste Maria von Medici auch in der deutschen Rezeption des 17. Jahrhunderts vor ihrem Kontrahenten Richelieu. Ähnlich wie die meisten französischen Historiker des 19. Jahrhunderts prägten Moriz Ritter und Leopold von Ranke für die deutsche Leserschaft das Bild eines fortschrittlichen Staatsmannes und Visionärs – allerdings unter weitaus konservativeren und monarchistischeren Vorzeichen als in dessen republikanischer Verklärung in Frankreich. Auffallend ist, dass die ehemalige Regentin in der deutschen Historiografie in einem deutlich geringeren Kontrast zu ihrem Opponenten gestanden zu haben scheint. Dies wird etwa daran deutlich, dass die Verklärung Richelieus als Verfechter vormoderner rationaler Staatlichkeit nicht zwangsläufig mit einer Stigmatisierung Marias und die Ausarbeitung ihrer Figur als sein in allen Punkten negatives Gegenüber einherging. Vielmehr werden beide als Vertreter unterschiedlicher außenpolitischer Konzepte stilisiert, wobei das von Maria vertretene dynastische und konfessionelle Primat dem vormodernen rationalen Staatshandeln und damit einer neuen europäischen Ordnung hatte weichen müssen.